Fotos: Georg Anderhub, Luzern
Roberto Topatigh, Luzern (Foto Nr. 2, Seite 14)

Kulturpreis der Innerschweiz 1991

Prof. Dr. Hans Küng

Inhalt

Übergabefeier vom 25. April 1992
Einladung
Seite 4
Programm
Seite 5

Begrüssungsansprache von Regierungsrätin Brigitte Mürner-Gilli,
Erziehungsdirektorin des Kantons Luzern
Seite 6

«Grenzverkehr zwischen Theologie und Kultur»
Laudatio von Prof. Dr. Kurt Koch
Seite 15

Dankeswort von Prof. Dr. Hans Küng
Seite 28

Dokument zur Verleihung
des Kulturpreises der Innerschweiz 1991
am 25. April 1992
im Grossratssaal, Luzern

Herausgegeben im Auftrag
des Regierungsrates des Kantons Luzern
durch das Erziehungsdepartement

Die Innerschweizer Kulturstiftung hat

Professor Dr. Hans Küng

in Würdigung seiner ausserordentlichen theologischen Arbeit
im Geist der ökumenischenVerständigung
und in Anerkennung seines weltweiten bedeutenden Einsatzes
für den Dialog unter den Weltreligionen
den Innerschweizer Kulturpreis 1991 verliehen.

Der Preis wird dem Geehrten in einem Festakt am Samstag,
25. April 1992, 10 Uhr, im Grossratssaal, Luzern,
überreicht.

Wir freuen uns, Sie zu dieser Feier einladen zu dürfen
und bitten Sie um Ihre Antwort
durch Rücksendung der beiliegenden Karte bis zum 27. März 1992.

Erziehungsdepartement des Kantons Luzern
Brigitte Mürner-Gilli, Regierungsrätin

Luzern, anfangs März 1992

PROGRAMM

Eröffnung
G. F. Händel: «Let the bright Seraphim»

Begrüssungsansprache durch Regierungsrätin Brigitte Mürner-Gilli,
Erziehungsdirektorin des Kantons Luzern
und Präsidentin der Innerschweizer Kulturstiftung

Zwischenspiel
F. Hidas: «5 × 5» (Allegro moderato, Allegro giocoso)

«Grenzverkehr zwischenTheologie und Kultur»
Würdigung des Preisträgers durch Prof. Dr. Kurt Koch,
Theologische Fakultät Luzern

Übergabe der Preisurkunde
durch Regierungsrätin Brigitte Mürner-Gilli

Zwischenspiel
F. Hidas: «5 × 5» (Moderato, Allegro moderato,Vivace)

Schlusswort des Preisträgers

Schlussspiel
S. Scheidt: Galliarda Battaglia

Es musiziert die «Philharmonic Brass Luzern»
mit Laurent Tinguely und Paul Muff, Trompeten,
Joseph Koller, Horn, Ludwig Wicki, Posaune, Hans Duss, Tuba.

Im Anschluss an den Festakt sind Sie herzlich zum Aperitif
im Lichthof des Regierungsgebäudes eingeladen.

Begrüssungsansprache von Regierungsrätin Brigitte Mürner-Gilli, Erziehungsdirektorin des Kantons Luzern und Präsidentin der Innerschweizer Kulturstiftung

Herr Professor Dr. Hans Küng
Herr Grossratspräsident
Frau Regierungsrätin und Herren Regierungsräte
Damen und Herren Erziehungsräte
Herren Stadtpräsidenten von Luzern und Sursee
Domherren und Herren Dekane
Meine Damen und Herren

Im Namen des Stiftungsrates der Innerschweizer Kulturstiftung entbiete ich Ihnen allen einen herzlichen Willkommensgruss. Ich empfinde diese Feierstunde als eine der Sternstunden in diesem grossen Saal, dem Grossratssaal. Feierliche Momente zu Ehren grosser kultureller Leistungen sind hier nicht an der Tagesordnung.
Für den Stiftungsrat, bestehend aus 7 Innerschweizer Regierungsräten, war es ein faszinierender Prozess, den Kreis der bisherigen 42 Kulturpreisträger mit einem Luzerner Theologen von Weltruf zu ergänzen. Es freut uns deshalb ausserordentlich, Sie, Herr Professor

Frau Regierungsrätin Brigitte Mürner-Gilli bei der Begrüssungsansprache.

Hans Küng, als Preisträger hier begrüssen und in Ihrer Luzerner Heimat willkommen heissen zu dürfen.
Der Preis, den wir heute verleihen, ist ein Anerkennungspreis. Anerkennung setzt positives Urteil voraus. Um Ihnen, verehrter Herr Küng, heute ein möglichst starkes Gefühl der Anerkennung aus der Innerschweiz vermitteln zu können, haben wir Persönlichkeiten eingeladen, die Ihnen und denen Sie viel bedeuten. Ich freue mich ausserordentlich über den grossen Kreis von geladenen Gratulantinnen und Gratulanten, die der Einladung gefolgt sind. Diese stehen alle auf je verschiedene Art in Beziehung zu Ihrem Leben und Werk. Als regionaler bzw. nationaler Leser- und Bekanntenkreis stehen sie stellvertretend auch für den internationalen Leser- und Kennerkreis der Werke und des Wirkens von Professor Küng.

So begrüsse ich:
Die Mitglieder des Stiftungsrates
- für den Kanton Schwyz, Frau Regierungsrätin Margrit Weber-Röllin
- für den Kanton Nidwalden, Herrn Regierungsrat Dr. Viktor Furrer
- für den Kanton Obwalden, Herrn Regierungsrat Hans Hofer
- für den Kanton Zug, Herrn Regierungsrat Walter Suter
- für den Kanton Uri in Vertretung von Herrn Regierungsrat Dr. H. Stadler, Herrn G. Arnold
- als zweites Mitglied für den Kanton Luzern, Herrn Regierungsrat Dr. Ulrich Fässler
- sowie den Geschäftsführer, Herrn Daniel Huber, Vorsteher der Gruppe Kultur im Erziehungsdepartement des Kantons Luzern;

den Grossratspräsidenten, Herrn Dr. Franz Wicki, Grosswangen;
die Herren Regierungsräte Dr. Paul Huber und Dr. Heinrich Zemp;
die Damen und Herren Erziehungsräte
- Elisabeth Buck-Alberti
- Heidi Koch-Amberg
- Franz Zemp

und Departementssekretär Hans Ambühl, Sekretär des Erziehungsrates;
Herrn Franz Kurzmeyer, Stadtpräsident von Luzern;
die Herren Remo Casserini, Stadtpräsident, und Erwin Gabriel, Stadtschreiber, von Sursee;
den Laudator, Herrn Professor Kurt Koch;

Vertreter und Vertreterin des bischöflichen Ordinariates
- Herrn Domherr Dr. Max Hofer
- Sr. Annelies Kurmann, bischöfliche Kanzlerin;

die Informationsbeauftragte der Schweizerischen Bischofskonferenz, Frau Dr. Maria Brun;
Domherr Dr. Joseph Bühlmann;
Domherr Johannes Amrein;
Herren Dekane
- Alois Elmiger, Sursee
- Hans Thalmann, Willisau
- Erhard Müller, Ausserschwyz
- Willi Gasser, Nidwalden
- Karl Imfeld, Obwalden;

Herrn Pfarrer Gerold Beck, St. Leodegar im Hof, Luzern;
den Rektor der Theologischen Fakultät, Herrn Prof. Dr. Walter Kirchschläger;
Herren Professoren der Theologischen Fakultät;
Damen und Herren Rektoren und Direktoren kantonaler Schulen;
Kulturvertreter von Kanton und Stadt Luzern;
Abteilungsvorsteher des Erziehungsdepartementes;
einige bisherige Träger des Innerschweizer Kulturpreises bzw. deren Vertreterinnen;
sowie Sie alle, meine Damen und Herren, als Verwandte, Freunde und ehemalige Schulkolleginnen und -kollegen des Geehrten.
Von denjenigen Damen und Herren, die sich für diese Feier entschuldigen mussten, möchte ich besonders erwähnen
- Herrn Diözesanbischof Dr. Otto Wüst, der auf ärztliche Weisung einige Tage von Solothurn abwesend ist und schreibt: «Meinem ehemaligen Studienkollegen und Jugendfreund entbiete ich zu dieser hohen Auszeichnung meine herzlichen Gratulations- und Segenswünsche».
- Frau Ständeratspräsidentin Josi Meier
- Herrn Regionaldekan Rudolf Schmid.

Die Innerschweizer Kulturstiftung will – ich zitiere aus den Statuten – «bedeutende, herausragende wissenschaftliche oder kulturelle Leistungen aus der Innerschweiz» auszeichnen. Die Ehrung von Professor Küng mit dem Innerschweizer Kulturpreis 1991 wird diesem Stiftungszweck unzweifelhaft in höchstem Mass gerecht. Über die Bedeutung bzw. Deutung des Werkes von Professor Küng in wissenschaftlich-kultureller Hinsicht wird als Laudator Herr Professor

Kurt Koch von der Theologischen Fakultät Luzern zu uns sprechen. Ich möchte ihm an dieser Stelle für seine spontane Bereitschaft und das Referat ganz herzlich danken.
Lassen Sie mich einleitend kurz etwas zum Herausragenden dieses Werkes und seines ausgezeichneten Urhebers sagen. Zunächst rein biographisch: Hans Küng ist in dieser Region aufgewachsen und aus ihr herausgewachsen: als Kind in der heimatlichen Stadt Sursee, als Scharführer der Jungwacht und tätig in der katholischen lokalen Vereinswelt wie auch als Vikar an der Hofkirche Luzern. Die katholisch geprägte Innerschweizer Kultur im weitesten Sinn hat ihn beeinflusst, hat sein Denken und Fühlen «in Fluss gebracht». Sie hat ihm offenbar auch die Grenzen dieser Region gezeigt. Oder – um im Bild des Flusses zu bleiben – der Lauf der Entwicklung hält sich nicht an Regions- und Landesgrenzen. Der herausragende Geist weht, wo er will. Und Hans Küngs Lebens- und Schaffensweg wurde zunehmend welthaltiger und weltläufiger. Die (geografischen) Stationen seines Lebens widerspiegeln auch den wachsenden Kreis seines Schaffens, bis zum umfassenden Projekt seines Welt-Ethos.
So meine ich das Herausragende in kultureller Hinsicht. Sie wissen, es gibt unzählige Definitionen für Kultur. Bei der Erarbeitung unseres Grundlagenberichtes über die kantonale Kulturförderung versuchten wir jüngst, den Kulturbegriff in seinen vielfältigen Facetten auszuleuchten. Wir kamen dabei zum Schluss, dass Kultur grundsätzlich sämtliche fundamentalen Bestrebungen des Menschen umfasst (auf die ich hier nicht weiter eingehen kann), sofern sie dem Leben und Weiterleben dienen. Deshalb dürfen diese Bestrebungen nicht zulasten der Natur mit ihren unabänderlichen Gesetzmässigkeiten und damit auch nicht zulasten des Menschen gehen. Kultur muss also den Respekt vor der Natur und allem Lebendigen einschliessen. Neben dem Begriff versuchten wir auch, die zwei wesentlichen Grundbedingungen jeglichen Kulturschaffens zu definieren:
1. Weil jede kulturelle Leistung, jedes kulturelle Werk dem Leben und Überleben dient, muss der Staat ein vorrangiges Interesse für das Kulturschaffen haben.
2. Kulturelle Werte können nur in Freiheit und in Unabhängigkeit geschaffen werden.

Diese beiden Grundbedingungen – vitales staatliches Interesse am Kulturschaffen einerseits und möglichst grosse Freiheit und Unabhängigkeit für die Kulturschaffenden andererseits – erzeugen ein Spannungsfeld, wie es im Bereich des staatlichen Handelns sehr sel-

ten, wenn nicht einmalig ist. Staatliches Handeln hat sich daher zu beschränken auf Rahmenbedingungen, in denen das möglichst freie und unabhängige Kulturschaffen günstig gedeihen und wirken kann. Daraus folgt notwendigerweise eine unbedingte Toleranz gegenüber staatskritischem Kulturschaffen. Staatliche Gebilde sind Menschenwerke und bedürfen wie alle andern Menschenwerke der kritischen Hinterfragung, der Reflexion und Weiterentwicklung. Je höher der Grad der Stetigkeit dieser Reflexion, umso gewohnter und selbstverständlicher ist der Umgang mit Kritik und umso gesicherter ist die Kontinuität der Entwicklung einer staatlichen Gemeinschaft.
Unsere Schweiz mit ihren vier Kulturgruppen hatte bis heute das Glück, sich der ständig und überall lauernden Versuchung staatskultureller Tendenzen zu entziehen und eine hohe Akzeptanz für freiheitliches und unabhängiges Kulturschaffen zu entwickeln, ganz im Gegensatz zum Kulturverständnis totalitärer oder monokultureller Nationen. Die aktuellen Geschehnisse auf der Welt, insbesondere das Auseinanderbrechen der ehemaligen Sowjetunion und von Jugoslawien oder die Fehden innerhalb der arabischen Welt zeigen drastisch, wie verheerend nationaler Kulturdirigismus ist. Dieser Vergleich verfolgt keinen selbstgefälligen Zweck. Mir ist bewusst, dass sich im Zusammenhang mit der europäischen Entwicklung zur Zeit in der Schweiz paradoxerweise gerade aus den Errungenschaften unserer föderalistischen, innernationalen Toleranz eine Art staatlicher Subkultur zu bilden droht, die für unser Land gefährlich werden könnte. Der Vergleich zwischen der 700-jährigen Eidgenossenschaft und den erwähnten krisengeschüttelten Ländern könnte eben auch eine weitere kritische Selbstreflexion auslösen.
Nun meine ich, dass sich das, was ich eben über das Verhältnis von Staat und Kultur gesagt habe, auch über das Verhältnis zwischen nichtstaatlichen Gemeinschaften und ihrer Kultur sagen lässt, insbesondere über das Verhältnis der Kirche zur *Kirchenkultur.* Was immer eine Kirche als Bekenntnis-Gemeinschaft für die religiöse Bindung von Individuen und von Gruppen tut, sie löst immer auch Prozesse und Ereignisse aus, die mit dem Kern ihrer Glaubensbotschaft kaum etwas zu tun haben. Warum?
Menschen bilden die Kirche, und Menschen verbinden immer auch ihre persönlichen Interessen mit den Interessen der Gemeinschaft. Wie anders wäre erklärbar, was etwa Christen vor 500 Jahren im Zuge der Missionierung Amerikas im Namen Christi (nicht in ihrem eigenen oder im Namen ihres Königs) Grauenhaftes angerichtet haben?

Menschen bilden die Kirche – darum herrscht zwischen Evangelium und Evangelisierung, zwischen reiner und angewandter Lehre eine Kluft. In dieser Kluft ist zu Hause, was ich *Kirchenkultur* nenne: Wie geht die Kirche mit dem Anderen und den Anderen um – mit anderen Religionen und Konfessionen, mit anderen Ansichten innerhalb der eigenen Konfession? Mit Hans Küng beispielsweise ist man in einer Weise umgegangen, die viele von uns zutiefst befremdet hat.
Menschen bilden die Kirche – darum ist es eine kulturelle Aufgabe, die Kluft zwischen gelehrtem und gelebtem Leben möglichst schmal zu halten. In diesem Sinne braucht auch die Kirche *Kulturschaffende:* Persönlichkeiten, die sich nicht damit zufrieden geben, für sich persönlich eine Weltanschauung zurechtzulegen, sondern die nicht müde werden, die Zeichen der Zeit zu erkennen und zu benennen, Bestehendes zu hinterfragen und zu erneuern, und vor allem: möglichst viele Mitmenschen an den gewonnenen Einsichten und Projekten teilhaftig werden zu lassen. Gute Kulturschaffende tun dies: der Maler, die Musikerin, der Tänzer, die Schriftstellerin, der Wissenschafter, die Grafikerin, der Filmemacher; dies tut in ganz besonderer Weise auch der Theologe.
Während kulturschaffende Theologen vergangener Zeiten hauptsächlich auf die Kongruenz von christlicher Lehre und christlichem Handeln bedacht waren, sehen sich unsere zeitgenössischen Theologinnen und Theologen nun plötzlich vor die Frage gestellt, ob denn der Weltfriede – das grosse Ziel aller Weltreligionen – mit der totalen Christianisierung, mit dem Anspruch auf die alleinseligmachende Kirche wirklich erreicht werden kann. Eine Frage, welche besonders die katholische Kirchenhierachie noch nie mit aller Klarheit und Ernsthaftigkeit gestellt oder darauf bis heute nur die eine Antwort gegeben hat, nämlich das unumstössliche Ja. Sich als katholischer Theologe heute dieser unbequemen, aufrüttelnden, verunsichernden Frage unter veränderten Umständen ernsthaft zu stellen, braucht eine starke und mutige Persönlichkeit, die eine hohe Bereitschaft zu persönlichen Opfern aufbringt. Auch das Schaffen von Kirchenkultur muss oft ein einsamer, entbehrungsreicher Prozess sein.
Professor Hans Küng *ist* kulturschaffend in diesem Sinne – daran kann kein Zweifel bestehen. Der Stiftungsrat der Innerschweizer Kulturstiftung masst sich zwar nicht an, den theologischen Gehalt des Werkes von Hans Küng als solchen zu würdigen. Je länger er sich aber mit seinem Werk befasst hat, desto mehr liess er sich faszinieren und überzeugen von der hochaktuellen Bedeutung seiner kulturellen

Wirkung. Die Reaktionen auf Ihre Bücher, Referate und Stellungnahmen, Herr Küng, haben uns gezeigt, dass Sie aufrütteln, dass Sie christliche Botschaften insbesondere für junge Menschen neu verstehbar machen, dass Sie den christlichen Auftrag nicht nur innerhalb der christlichen Konfessionen, sondern mit Bezug auf alle Weltreligionen zeitgemäss verstehen und gestalten lassen wollen.
6 von 7 Stiftungsräten sind Erziehungsdirektoren. Als solche haben wir den Auftrag, gemäss unseren Verfassungen oder Erziehungsgesetzen, die Jugend nach den Grundsätzen der christlichen Lehre zu erziehen. Wir haben aber auch den Auftrag, die zunehmende Zahl von nichtchristlichen Schülerinnen und Schülern erziehen und bilden zu lassen. Die Realitäten des Schulalltags zeigen uns und besonders den Lehrpersonen, wie unausweichlich ein neues, interkulturelles und interreligiöses Verständnis ist. Lauheit, Verdrängung und Gleichgültigkeit sind keine Lösungsansätze. Sie bieten in Ihrem Werk durch eine zeitgemässe Vermittlung der christlichen Lehre insbesondere jungen Menschen stets von neuem dringend benötigte Orientierungshilfen; zugleich aber machen Sie begreifbar, wie unverzichtbar religiöse Toleranz ist. In diesem Sinn hat Ihr Werk für mich auch eine eminent pädagogische Bedeutung.
Damit gelange ich wieder in unsere engere Heimat. Eine kulturelle Leistung fusst im Heimatlichen, eignet sich die Werte dieser Heimat an, um Kraft zu gewinnen und die heimatlichen Grenzen sprengen zu können. Die Rückbindung an das eigene Herkommen geht nicht verloren, dieser Austausch, diese Synthese von Innen und Aussen ist für jeden kulturellen Fortschritt notwendig. So hat es mich denn auch speziell gefreut, als mir Hans Küng in seiner spontanen Reaktion auf die Bekanntgabe des Preises dankte und schrieb: «Eine Ehrung aus der eigenen Heimat, wo nach einem bekannten Bibelwort der Prophet sonst wenig gilt, bedeutet für mich auch eine ganz besondere Ermutigung. Habe ich doch in all den Jahren meine Bindung an die Innerschweiz keinen Moment verloren.» Dass Sie sich als herausragender Innerschweizer immer noch so spürbar mit uns verbunden fühlen, freut uns natürlich sehr.
Nur: Wer herausragt, setzt sich aus – der Zustimmung, aber auch der Kritik. Hans Küng weiss sich auszusetzen und scheut dabei die Auseinandersetzung nicht. Im Gegenteil: Er sucht sie, er «mischt sich ein» und bewirkt viel. Allein schon seine begnadete Fähigkeit der Vermittlung wäre auszeichnungswürdig. Er ist ein glänzender Publizist, wie es im deutschsprachigen Raum – besonders unter Wissen-

schaftern – nicht gerade viele gibt. So können ihn auch Leute verstehen, die sein Denken bzw. Glauben «nicht verstehen können»! Auch ich habe in der Folge dieser Preiszusprache vereinzelte empörte Reaktionen erhalten. Ich habe im Geist der Dialogbereitschaft und christlichen Toleranz geantwortet, der über allen politischen und innerkirchlichen Streitigkeiten stehen sollte. Das heisst: im Geist von Professor Hans Küng, im Sinne seines gründlichen Schaffens und vielfältigen Vermittelns geistiger Werte.
Der Stiftungsrat der Innerschweizer Kulturstiftung dankt Ihnen, Herr Professor Hans Küng, für Ihr kulturelles Wirken zugunsten starker, eigenständiger Gemeinschaften, zugunsten eines besseren interkulturellen und interreligiösen Verständnisses des Menschen und der Welt, zugunsten des Weltfriedens.

Übergabe des Kulturpreises

Sehr geehrter Herr Professor Küng,
ich darf Ihnen jetzt im Namen des Stiftungsrates der Innerschweizer Kulturstiftung den Kulturpreis für 1991 überreichen, das Jahr der 700-Jahr-Feier unserer Eidgenossenschaft. Dass 1991 auch zum Jahr der Anerkennung des Werkes von Hans Küng wurde, ist zwar ein Zufall. Aber es ist ja nicht selten so, dass Zufälle den Sinngehalt eines Ereignisses verstärken. Für die Schweiz stand das Jubiläumsjahr unter dem Motto «Begegnung», und für uns Luzerner stand es unter dem Motto «Luzern, Lebensraum für die Zukunft». Uns wurde unter anderem bewusst, dass auch der kleine Lebensraum Luzern sich ohne Berücksichtigung des globalen Lebensraumes Welt nicht entwickeln kann, so gut wie der grosse Lebensraum Welt ohne die vielen kleinen und starken regionalen und lokalen Lebensräume sich nicht entwickeln kann. Es freut mich, dass die Innerschweizer Kulturpreisverleihung 1991 zu einem bedeutenden Jubiläumsprojekt geworden ist.
Ich verlese nun die Stiftungsurkunde und überreiche Ihnen im Namen des Stiftungsrates Urkunde und Preis.
Es handelt sich bei dieser Urkunde zwar nicht um eine Rehabilitationsbescheinigung und auch nicht um ein «Eintrittsbillet in den Himmel», um im himmlischen Bild des Laudators zu bleiben. Aber es freut uns und alle hier Anwesenden, wenn es uns heute gelingt, Ihnen das Gefühl des Getragenseins zu vermitteln, wir hoffen aber auch, dass Ihre Ausstrahlung in die farbige und vielfältige Welt heute in

Die Stiftungspräsidentin, Regierungsrätin B. Mürner, überreicht Prof. Küng den Kulturpreis der Innerschweiz.
In der 1. Reihe: Sr. Annelies Kurmann, bischöfliche Kanzlerin, und Domherr Dr. Max Hofer, Bischofsvikar.
In der 2. Reihe: Regierungsrat und Stiftungsrat Dr. Ulrich Fässler mit Gattin (links).

Ihre engere Heimat zurückstrahlt und die – ach so einträchtige – Innerschweiz für Ihr grosses Anliegen erhellt.
Als Ihre Zeitgenossinnen und -genossen danken wir Ihnen aber auch dafür, dass wir uns in Ihrem Werk eingeschlossen fühlen dürfen, und dass dadurch auch unser Denken, unser Bangen und unser Hoffen weitergetragen wird.
In der Zuversicht, dass durch Ihr Werk, Herr Professor Küng, die Welt einträchtiger wird, schliesse ich und weiche der Musik.

Luzern, 25. April 1992

Brigitte Mürner-Gilli

Grenzverkehr zwischen Theologie und Kultur

Laudatio für Hans Küng[1]

Kurt Koch, Luzern

Hinter der Verleihung des Kulturpreises der Innerschweiz an den Luzerner, aber seit 1960 in Tübingen wirkenden Theologieprofessor Hans Küng steht die berechtigte Überzeugung, dass Theologie und Kultur unmittelbar miteinander zu tun haben. Doch diese Überzeugung scheint sich heute keineswegs mehr von selbst zu verstehen. Auch der Titel meiner Laudatio – «Grenzverkehr zwischen Theologie und Kultur» – könnte die falsche Insinuation wecken, zwischen Theologie und Kultur liege eine Grenze, und das Verdienst von Hans Küng liege darin, diese Grenze überschritten zu haben und zwischen beiden Gebieten zu verkehren, also «Grenzverkehr» zu vollziehen. Damit jedoch wäre das Verdienst von Hans Küng viel zu tief angesetzt. Dieses besteht vielmehr darin, dass er durch seinen «Grenzverkehr» zwischen Theologie und Kultur massgeblich zur Einsicht beigetragen hat, dass es diese Grenze gar nicht gibt, zumindest nicht geben darf.

I. Theologie und Kultur

In der Tat ist die Kultur Europas ohne die Theologie gar nicht zu denken. Zu dem, was man heute den Geist Europas zu nennen pflegt, hat die christliche Theologie vielmehr Entscheidendes beigetragen. Und auf der anderen Seite ist auch christliche Theologie ohne Kultur überhaupt nicht denkbar. Denn sie vermag gar nicht zu existieren ohne eine konkrete Inkulturation, d. h. ohne konkrete Inkarnation in einer bestimmten Kultur. Dies gilt so sehr, dass sich der Vergleich mit dem Alkohol, der nicht umsonst umgangssprachlich als «Geist» bezeichnet zu werden pflegt, von selbst aufdrängt: Wie dieser ohne Verbindung mit anderen Substanzen und Aromaten ungeniessbar und schwer verträglich ist, so vermag auch die christliche Theologie überhaupt nicht zu leben, wenn sie nicht in einer konkreten Lebenswelt der Menschen verwurzelt und verankert ist.
Dass es christliche Theologie somit in Reinform oder gar, um mit *Johann B. Metz* zu reden, geschichtsenthoben und gleichsam «nackt»

nicht geben kann, trifft auch und gerade für ihre europäische Gestalt zu. Europäische Christen und Theologen können und dürfen deshalb die an sich simple Tatsache nie aus ihrem Gedächtnis verdrängen, dass das Evangelium gleichsam von aussen zu ihnen gekommen ist und dass sie das Evangelium nur in einer übersetzten, genauerhin übergesetzten Form haben, insofern seine Wurzeln in Galiläa und Jerusalem und noch weiter zurück in Ur in Chaldäa, dem heutigen Irak (!) und damit im Quellgebiet aller drei abrahamitischen Religionen des Judentums, des Christentums und des Islams liegen. Nimmt man diese fremde Herkunft wahr und ernst, bleibt nur die eine Konsequenz, die der evangelische Erfurter Propst *Heino Falcke* mit Recht zieht: «Europa ist nicht autark, sondern lebt aus einem grösseren Zusammenhang, in den es sich einordnen muss, statt ihn zu beherrschen.»[2]
Wenn die europäischen Kirchen aus diesen fremden Wurzeln in der Vergangenheit eigenständige und äusserst geschichtswirksame Formen des kirchlichen Lebens und der theologischen Reflexion entwickelt haben, dann kann der gegenwärtigen Theologie nur billig sein, was in der Vergangenheit recht war. Nicht zuletzt für diese Erkenntnis hat sich Hans Küng mit seinem ganzen theologischen Werk stark gemacht. Es ist von daher kein Zufall, dass er in neuerer Zeit dieses Fundamentalproblem mit der Kategorie des Paradigmenwechsels perspektivenreich namhaft gemacht und wesentliche Anstösse zu einem neuen und vor den heutigen Fragen und Problemen verantworteten Paradigma der Theologie gegeben hat. Dieses lässt sich am adäquatesten mit Küngs eigenen Worten als Paradigma einer «kritischen ökumenischen Theologie» bezeichnen[3], und zwar in einer vierfachen Ausrichtung:

- Sie will erstens *«katholisch»*, an der «universalen» und «ganzen» Kirche orientiert und zugleich *«evangelisch»*, auf das Evangelium ausgerichtet und von ihm gerichtet sein.
- Sie versteht sich zweitens als *«traditionell»*, weil verantwortet vor der grossen und schönen Tradition der christlichen Kirche, und zugleich als *«zeitgenössisch»*, da von den Fragestellungen des gegenwärtigen Menschen, der heutigen Kirche und der momentanen Gesellschaft angestossen und berührt.
- Sie erweist sich drittens als *«christozentrisch»*, indem sie sich auf das entscheidend und unterscheidend Christliche konzentriert, und zugleich als *«ökumenisch»*, indem sie ausgreift auf den ganzen «bewohnten Erdkreis», konkret: auf alle christlichen Kirchen, alle Religionen und alle Regionen der Welt.

- Sie vollzieht sich viertens *«theoretisch-wissenschaftlich»*, und zwar dadurch, dass sie sich mit der Wahrheit der christlichen Lehre befasst, und zugleich *«praktisch-pastoral»*, weil sie sich vom Leben der Menschen inspirieren lässt und um Erneuerung und Reform bemüht ist.

II. Kulturelle Biographie und Bibliographie von Hans Küng

Bedenkt man diese neue Paradigmatik der christlichen Theologie, wird man von Hans Küng und seinem Werk sagen dürfen und müssen, dass er wie kaum ein zweiter die theologischen Haupttraktanden in der jüngeren Vergangenheit bestimmt und, zumeist dem allgemeinen theologischen Betrieb mit prophetisch-visionärem Glaubensinstinkt vorauseilend, auch behandelt hat. Deshalb darf man ihn mit Fug und Recht als einen wichtigen Nährvater der christlichen Theologie in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts bezeichnen und würdigen. Damit wird er übrigens seinem Geburtsdatum vollauf gerecht. Denn man braucht keineswegs astrologiegläubig zu sein, wenn man einen gelungenen Zusammenfall zwischen seinem Geburtsdatum und der spezifischen Eigenart seines theologischen Werkes konstatiert: Der am 19. März 1928, also am Gedenktag des heiligen Josef, des Nährvaters Jesu, im luzernerischen und seines lokalen Stolzes gewiss bewussten Sursee geborene Theologe ist zu einem befruchtenden «Nährvater» der gegenwärtigen Theologie geworden, und zwar dadurch, dass er mit sensiblem Gespür die Lebensfragen der Menschen, der christlichen Kirchen und der Gesellschaft aufgriff und theologisch verarbeitete.
Von daher wird es nicht erstaunen, dass man auch in seiner eigenen theologischen Biographie einen wichtigen Paradigmenwechsel feststellen kann: von dem im strengsten Stil des tridentinischen Priesterseminars im römisch-jesuitischen Germanikum gebildeten Studenten bis zum weltoffenen und weltberühmten Theologen von heute. Da sich deshalb im Mikrokosmos seines theologischen Lebens auch der Makrokosmos der Theologiegeschichte der unmittelbaren Vergangenheit erspüren und nachzeichnen lässt, wird man Hans Küng und sein theologisches Werk kaum adäquater würdigen können als dadurch, dass man die vielfältigen Paradigmenwechsel in seiner Biographie nachzuzeichnen versucht, wie sie vor allem in seiner Bibliographie ihren deutlichsten Niederschlag gefunden haben.

1. Katholische Kirche und ökumenischer Geist

Wie ein Fanal wirkte bereits sein Erstlingswerk, seine theologische Dissertation über die Rechtfertigungslehre des reformierten Theologen Karl Barth mit einer katholischen Besinnung. Mit diesem im Jahre 1957 erschienenen Buch «Rechtfertigung» erbrachte Küng den (über-)fälligen Nachweis, dass die reformatorische Rechtfertigungslehre in der Position Karl Barths in allen Punkten mit der – freilich recht verstandenen – Lehre der römisch-katholischen Kirche übereinstimmt. Angesichts der Tragweite dieses Ergebnisses kann man verstehen, warum nicht nur *Karl Barth* Küngs Buch als «deutliches Symptom» dafür wertete, «dass die Sündflut der Zeiten, in denen katholische und protestantische Theologen nur entweder polemisch gegeneinander oder in unverbindlichem Pazifismus, meistens gar nicht, miteinander reden wollten, zwar noch nicht vorbei, aber immerhin im Sinken ist»[4]. Vielmehr rühmte auch der damalige Dogmatiker *Joseph Ratzinger* Küngs Versuch, «eine allzu sehr in abstrakten Begriffen (natura – supernaturale, analogia entis – fidei) festgefahrene Diskussion auf ihre konkrete Mitte», nämlich auf Jesus Christus, zu beziehen, als «neuen Ausgangspunkt für ein weiterführendes theologisches Gespräch»[5].

In der Rückschau lässt sich deshalb dieses Erstlingswerk verstehen als ersten Stein, den Küng in das theologische Wasser warf, der in späterhin ausgreifenden konzentrischen Kreisen gleichsam weitere Wellen warf. Es war aber bereits damals nicht nur ein Stein, der gerade in der ökumenischen Annäherung der Kirchen viel ins Rollen brachte. Vielmehr bildete bereits dieses Buch auch einen Stein des kirchenlehramtlichen Anstosses insofern, als es den ersten Vermerk und Verweis auf der häresiologischen Karteikarte der römischen Glaubenskongregation mit der ominösen Protokollnummer 399/57/i provozierte.

Mit dem Buch über die Rechtfertigung hat Küng nicht nur unendlich viel zu einer neuen Kultur im ökumenischen Gespräch beigetragen, sondern er hat auch die theologische Aufmerksamkeit auf jenen «articulus stantis et cadentnis ecclesiae» konzentriert, mit dem auch die römisch-katholische Kirche steht und fällt und auf dem Hans Küng immer wieder mit begnadeter Hartnäckigkeit bis heute insistiert hat. In diesem fundamentalen Charakter enthält nämlich die Rechtfertigungslehre die ungemeine Provokation an die Kirche, einzig und allein um des Evangeliums willen Existenzberechtigung zu haben

und auf gar keinen Fall umgekehrt das Evangelium um der Kirche willen da sein zu lassen. Denn die christliche Kirche lebt nur dann glaubwürdig und evangelisch, wenn sie möglichst wenig von sich und möglichst intensiv von Gott und seinem Heilsgeheimnis für die Menschen und die ganze Schöpfung spricht, wenn sie sich also damit zufrieden gibt, der Lebensort der schönen Darstellung Gottes zu sein, statt nervös und borniert um ihre eigene Selbstdarstellung bemüht zu sein. Damit ist zugleich die Zumutung verknüpft, dass alle Vermittlungsgestalten der katholischen Kirche wie Amt, Sakrament und Recht, wie notwendig und indispensabel sie auch sind, immer wieder mit dem Ferment der gläubigen Unmittelbarkeit des einzelnen Christen zu Gott in Jesus Christus durchdrungen und von den – gerade in der gegenwärtigen Kirche wiederum wuchernden Spaltpilzen des Klerikalismus und Juridismus, des Sakramentalismus und des Institutionalismus befreit werden müssen.

Von daher versteht es sich von selbst, dass es in der Biographie Küngs nur ein kleiner Schritt von der Profilierung des Rechtfertigungsthemas zur ausdrücklichen Behandlung der Kirche und ihrer Strukturen war. Ging es nämlich in «Rechtfertigung» um die theologische Begründung der christlichen Existenz, und zwar von allem Anfang an in jenem ökumenischen Geist, den Küng selber mit Vorliebe den

Laudator Prof. Dr. Kurt Koch.

Geist «evangelischer Katholizität» nennt, so konzentrierte sich seine theologische Arbeit vor, während und nach dem Konzil, also gleichsam «ante, in et post concilium», ganz auf die Fragen der Kirche.
Vor allem seine Bücher «Konzil und Wiedervereinigung» im Jahre 1960 und «Strukturen der Kirche» im Jahre 1962 gaben dem damaligen konziliaren Aufbruch in der katholischen Kirche ein solides theologisches Fundament und verhalfen der Überzeugung zum Durchbruch, dass die Zeit reif geworden ist, in der der Skandal der Spaltung zwischen den grossen christlichen Kirchen überwunden werden muss und kann. Diese ekklesiologischen und ökumenischen Bemühungen kulminierten schliesslich in Küngs Werk «Die Kirche» im Jahre 1967, von dem kein Geringerer als der ebenfalls in Luzern geborene und bei der Hofkirche, an der Hans Küng als Vikar gewirkt hat, begrabene Theologe *Hans Urs von Balthasar* geurteilt hat, es sei «zweifellos sein bisher stärkstes Werk, zu dem sich die meisten früheren wie Vorarbeiten ausnehmen. Ein Buch der Leidenschaft, aber überlegen und kraftvoll im Aufbau, durchsichtig in der Linienführung, in einem harten, klaren, zum Teil rasanten, rhetorischen Stil verfasst. Es bietet bewusst eine ökumenische Kirchenlehre, an deren Ende im Grunde jedes katholische Ärgernis für den Protestanten aus der Welt geschafft ist.»[6]
Ganz in diesen Zusammenhang von Küngs ekklesiologischen und ökumenischen Bemühungen gehörte auch seine Problematisierung der päpstlichen Unfehlbarkeit in seinem Buch «Unfehlbar? Eine Anfrage» im Jahre 1970. Wiewohl Küng darin eigentlich nichts Neues schrieb, sondern bloss aufgriff und zuspitzte, was er bereits vorher ausgesprochen hatte, auch wenn es offensichtlich gerade von kirchenlehramtlicher Seite viel zu wenig zur Kenntnis genommen worden war, löste dieses Buch eine äusserst lebhafte Debatte um das Papstamt überhaupt aus, die freilich für den ehemaligen, von Papst Johannes XXIII. berufenen Konzilstheologen und seine katholisch-theologische Identität und Integrität später «tödlich» enden sollte.

2. Christozentrik und evangelische Konzentration

Mit seinen wichtigen ekklesiologischen Forschungen und Abhandlungen hat Küng undenkbar viel zu einer christlich-ökumenischen Kultur der innerkirchlichen Fragen und Probleme beigetragen, also zu dem, was der ehemalige Luzerner Erziehungsdirektor *Walter Gut* heute «politische Kultur in der Kirche» nennt[7]. Trotzdem hätte die

völlige Konzentration aller theologischen Kräfte auf das Thema der Kirche in den sechziger Jahren leicht zu jenem gefährlichen Kreisen der Kirche um sich selbst führen können, das man glaubensmedizinisch nur als «Kirchennarzissmus» diagnostizieren kann. Um dieser Gefahr entgehen zu können, hat sich Hans Küng in den siebziger Jahren um eine christologische und – im präzisen Sinn – Theo-logische Fundamentierung der christlichen Existenz und der Kirche bemüht.
Küng hat damit für die gegenwärtige theologische Arbeit das geleistet, was die frühchristlichen Theologen zu ihrer Zeit getan haben. Dass nämlich die Kirchenfrage im Lichte der Christusfrage zu behandeln ist und keineswegs umgekehrt die Christusfrage im Schatten der Kirchenfrage: diese stets notwendige Kurskorrektur haben die Kirchenväter mit dem wunderschönen Bild von Sonne und Mond dargetan, und zwar dahingehend, dass, wie der Mond kein anderes Licht hat als dasjenige von der Sonne, so auch die Kirche kein anderes Licht haben kann als dasjenige, das von Gott her auf dem Antlitz Jesu Christi in die Welt hinein leuchtet. Wie demgemäss der Mond sein ganzes Licht von der Sonne empfängt, um dieses in die Nacht hineinstrahlen zu lassen, so liegt die Grundsendung der Kirche darin, das Licht der Christussonne in die Weltnacht der Menschen hineinzustrahlen und erleuchtende Hoffnung zu ermöglichen.[8] Wenn somit einzig das Sonnengeheimnis Christi das Mondgeheimnis der Kirche erleuchtet, dann haben wir heute in der Tat die Entwicklung und vor allem die Praxis einer «lunaren Ekklesiologie», die um die Christussonne kreist, dringend nötig.[9]
Zur Entfaltung einer solchen «lunaren Ekklesiologie» hatte Küng bereits wesentliche Vorarbeiten geleistet in seiner Untersuchung über die Christologie und Soteriologie Hegels in seinem Buch «Menschwerdung Gottes» im Jahre 1970. Ausgearbeitet aber hat Küng seine Christologie, die ganz auf den Erkenntnissen und Ergebnissen jener historisch-kritischen Forschung, die die christliche Theologie massgeblich kultiviert hat, aufbaut, in seinem wohl am berühmtesten gewordenen Buch «Christsein» im Jahre 1974. Dieses bildete den Auftakt zur grossen Küngschen Trilogie, die er in den siebziger Jahren vorgelegt hat. Sie wurde fortgesetzt mit seinem theologischen Kompendium zur Gottesfrage in «Existiert Gott?» im Jahre 1974, in dem sich Küng mit allen atheistischen, religionskritischen und wissenschaftstheoretischen Bestreitungen und Infragestellungen des Gottesgedankens auseinandergesetzt und sich stark gemacht hat für ein in der Würde der menschlichen Existenz fundiertes und des-

halb vernünftiges Vertrauen in jene erste und letzte Wirklichkeit, die die Religionen Gott nennen. Da Küng zu einer Zeit, als die Frage nach dem Leben nach dem Tod eher noch ein theologisches Schattendasein fristete, mit dem ihm eigenen prophetischen Instinkt diese Frage aufgriff und sie gerade nicht als blossen «Zusatz zum Gottesglauben», sondern als «Radikalisierung des Gottesglaubens» und als «Nagelprobe, die der Gottesglaube zu bestehen hat», profilierte[10], darf man mit Recht in seinem Buch «Ewiges Leben?» im Jahre 1982 die schöne Vollendung seiner theologischen Trilogie erblicken.
Mit dieser Trilogie hat Hans Küng ohne jeden Zweifel die Tagesordnung der Theologie massgeblich beeinflusst. Und er darf gewiss dankbar zur Kenntnis nehmen, dass auch und gerade das kirchliche Lehramt diese von ihm angestossene Fortentwicklung der theologischen Arbeit von der Kirchenfrage über die Christusfrage hin zur Gottesfrage zumindest teilweise nachvollzogen hat, wie bereits ein knapper Vergleich zwischen den Antrittsenzykliken von Papst Paul VI. und Papst Johannes Paul II. zeigen kann: Während die Antrittsenzyklika *Pauls VI.* «Ecclesiam suam» aus dem Jahre 1964 ekklesiologisch ausgerichtet, ja in gewisser Weise sogar ekklesiozentrisch war, wies die Antrittsenzyklika *Johannes Pauls II.* «Redemptor hominis» aus dem Jahre 1979 einen pointiert christozentrischen Charakter auf, der freilich in den späteren Enzykliken dieses Papstes in einer trinitarischen Theozentrik vertieft wurde.

3. Menschheit und wahrhaft «katholische» Weite

In den achtziger Jahren hat sich Hans Küng, sicher nicht unbeeinflusst vom römischen Entzug seiner Lehrerlaubnis, nochmals neuen Herausforderungen gestellt, vor allem der Frage des sogenannten Paradigmenwechsels in der Geschichte der christlichen Kirche und Theologie. Dieses perspektivenreiche Bemühen hat seinen bisher deutlichsten Niederschlag gefunden in seinem Werk «Theologie im Aufbruch» aus dem Jahre 1987, das man als – gewiss vorläufige – Zwischenbilanz seines theologischen Denkens werten darf[11]. Denn mit ihm leistete er eine ökumenische Grundlegung der christlichen Theologie in der Zeit des Übergangs von der Moderne zur sogenannten Postmoderne, um auf diesem Wege der Sache der Religion in der modernen gesellschaftlichen Lebenswelt in neuer Weise zu einer kritisch-befreienden Funktion für den einzelnen Menschen wie für die ganze Gesellschaft zu verhelfen.

Von daher wird zugleich deutlich, dass die eigentliche Horizonterweiterung in der neueren Entwicklung der Theologie Hans Küngs das entschiedene Ausgreifen seiner bisherigen ökumenischen Theologie «ad intra», nämlich nach innen auf die christlichen Kirchen konzentriert, jetzt «ad extra», nämlich gleichsam nach aussen auf die Weltreligionen ausgerichtet, bildet. Weil es gemäss der nur allzu berechtigten Überzeugung Küngs weder einen Weltfrieden ohne Frieden unter den Religionen noch einen Religionsfrieden ohne Dialog unter den Religionen geben kann und geben wird, konzentriert er neuerdings seine ganze theologische Kraft auf eine dialogbereite, verständnisvolle und wechselseitig herausfordernde Begegnung des christlichen Glaubens mit den grossen Weltreligionen.
Die erste Frucht dieses wahrhaft ökumenischen Bemühens ist greifbar in seinem zusammen mit anderen Religionswissenschaftlern verfassten Werk «Christentum und Weltreligionen» aus dem Jahre 1984. Dieses ist im Jahre 1988 ergänzt worden mit dem Buch «Christentum und chinesische Religion», in dem er einen perspektivenreichen Dialog mit der chinesischen Religionswissenschaftlerin *Julia Ching* über die Religionen Chinas führt, die er als «drittes religiöses Stromsystem» würdigt.
Hinter diesem religionsdialogischen Bemühen Küngs steht seine berechtigte Überzeugung, dass das Wort «Ökumene» heute glaubwürdig nur in einem weiten Sinn verantwortet werden kann, der zugleich die ursprüngliche Wortbedeutung einholt. Oder mit Küngs eigenen Worten : «‹Ökumene› darf deshalb heute weniger denn je eng, verengt, ekklesiozentrisch verstanden werden: Ökumene darf sich nicht auf die Gemeinschaft der christlichen Kirchen beschränken, sie muss die Gemeinschaft der grossen Religionen einbeziehen, wenn Ökumene – nach dem ursprünglichen Wortsinn verstanden – den gesamten ‹bewohnten Erdkreis› meint.» Wenn die Menschheit deshalb – «trotz aller offenkundigen Hemmnisse und Schwierigkeiten» – gegenwärtig vor dem langsamen «Erwachen eines globalen ökumenischen Bewusstseins» steht, das sich als eine der wichtigsten Erscheinungen des 20. Jahrhunderts herausstellt, auch wenn sie sich erst im 21. Jahrhundert voll auswirken wird, kann dieser Entwicklung allein ein ernsthafter ökumenischer Dialog zwischen den Weltreligionen entsprechen, wie er in beispielhafter Weise von Hans Küng initiiert worden ist und in die Tat umgesetzt wird.[12]
Wie es keinen Weltfrieden ohne Religionsfrieden geben kann, so auch kein Überleben der Menschheit ohne ein gemeinsames Welt-

ethos, wie dies wiederum Hans Küng mit seinem gleichnamigen Buch aus dem Jahre 1990 hellsichtig in der Überzeugung postuliert, «dass die eine Welt, in der wir leben, nur dann eine Chance zum Überleben hat, wenn in ihr nicht länger Räume unterschiedlicher, widersprüchlicher und gar sich bekämpfender Ethiken existieren. Diese eine Welt braucht das eine Grundethos.»[13] Da sich in diesem weiten Horizont der verpflichtende Charakter des christlichen Glaubens für das Handeln der Menschen in der einen Welt nur dadurch glaubwürdig vertreten lässt, dass dieser sich der Konkurrenz mit anders begründeten und orientierten Ethiken stellt, darf man von dieser neuesten Entwicklung der Theologie Küngs mit Recht behaupten, dass der ursprüngliche Stein, den Küng in das theologische Wasser geworfen hat, im Thema der Menschheit und ihres einen Grundethos seine äusserste Welle erreicht hat.

III. Kulturelle Ehrung und Selbstverpflichtung der Innerschweiz

Im Rückblick auf das grosse Werk Küngs lässt sich deshalb feststellen: Die drei entscheidenden Wellen, die der erste Stein seines theologischen Denkens im Laufe der Zeit provoziert hat, haben selbstverständlich auch das Zentrum des christlichen Glaubens modifiziert; verraten hingegen ist es nie worden. Ganz gewiss hat sich zwar durch die Ausweitung des theologischen Interesses am Thema der Kirche über das Christsein zur Menschheit auch das Christsein vertieft, nämlich durch entschiedenes und umfassendes Menschsein. Wer jedoch wollte bezweifeln, dass die heutige Kirche und Theologie eine solche humane Horizonterweiterung nicht dringend nötig hat? Und wer wollte für diese die theologische Arbeit gleichsam auf Vordermann, beziehungsweise Vorderfrau bringende Erkenntnis Hans Küng nicht bleibend dankbar sein?

Dies gilt zumal, da das theologische Thema der Menschheit und ihrer interreligiösen wie weltethischen Einheit Hans Küng auch weiterhin beschäftigen wird. Dies verrät nicht nur sein persönlicher Wunschtraum, selber noch eine systematisch-christliche Theologie im Kontext der Weltreligionen schreiben zu können, sondern dies zeigt auch und vor allem die erste Einlösung dieses Traumes im neuesten Werk über «Das Judentum» im Jahre 1991. Deshalb kann man Hans Küng nur wünschen, dass ihm die Zeit und die Gnade oder wohl besser : die Gnade der Zeit geschenkt werde, diese theologische Riesenaufgabe

einer umfassenden Deutung der «religiösen Situation unserer Zeit» noch zu erfüllen. Nicht zuletzt darin liegt der – im Blick auf die vordringliche wie drängende Notwendigkeit dieses Projektes gewiss nicht ganz uneigennützige – Wunsch des Laudators, der dem «Nährvater» katholischer Theologe in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts nicht wenig zu verdanken hat.

Uneigennützig hingegen ist der weitere Wunsch des Laudators, dass es Hans Küng noch zu Lebzeiten vergönnt sein wird, wiederum auch kirchenoffiziell als katholischer Theologe gelten zu können und – als Voraussetzung – auch von Rom rehabilitiert zu werden. Denn wer ihn wirklich kennt – und auch studiert hat, ihn also nicht bloss von den sogenannt «katholischen» Blättchen her wahrnimmt –, der kann bei aller Streitbarkeit, die Hans Küng gewiss nicht vermeidet, an seiner katholischen Grundüberzeugung nicht zweifeln, die er mit bestem Recht auf der Basis des Evangeliums in der katholischen Kirche zu leben versucht. Dass nämlich der römische Entzug seiner Lehrerlaubnis weniger theologisch begründet als vielmehr kirchenlehramtsstrategisch und theologiepolitisch motiviert war, kann man an der schlichten – freilich und leider geschichtshypothetisch bleiben müssenden – Feststellung ablesen, dass, wäre der im Jahre 1976 verstorbene grossartige Kardinal *Julius Döpfner* weiterhin Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz geblieben, es gewiss nie zu dieser römischen Diskreditierung des theologischen Werkes von Hans Küng gekommen wäre.

Diese gerade am heutigen Ehrentag notwendige Erinnerung aber bedeutet, dass es in diesem Fall Rom äusserst leicht fallen dürfte und auch könnte, auf seine unselige Entscheidung zurückzukommen, und zwar in dem Sinne, dass die katholische Rehabilitation des Christenmenschen Hans Küng und seines theologischen Werkes noch zu seinen Lebzeiten geschieht. Denn es soll ihm auf keinen Fall so ergehen müssen wie *Pierre Teilhard de Chardin*, der erst nach seinem Tode – wenn auch zögerlich und zimperlich und nicht ohne posthum nochmals ausgesprochene Schuldzuweisungen an seine Person – in sein Recht eingesetzt wurde.

Im Himmel wird dies ohnehin geschehen, verbunden allerdings mit jenem schmunzelnden Lächeln, das gemäss der Überzeugung *Karl Barths* den Engeln eigen ist. Von daher wird man es gewiss nicht als eine rhetorische Übertreibung anlässlich einer Laudatio einstufen und deshalb mehr nach- als wirklich einsehen, wenn man in der Verleihung des Kulturpreises der traditionellerweise katholischen Inner-

schweiz an Hans Küng eine sehr irdische Vorwegnahme seiner himmlischen Rechtfertigung erblickt, verbunden freilich mit der Hoffnung, dass dieser innerschweizerische Wink auch in Rom verstanden wird.

Ein Kulturpreis kommt Hans Küng ja nicht nur zu, weil er massgeblich zur Kultivierung des religiösen Lebens auf der lokalen, der regionalen und der universalen Ebene beigetragen hat, sondern weil er sich auch ausdrücklich mit der Weltliteratur, beispielsweise in den Werken «Dichtung und Religion» (1985) und «Anwälte der Humanität» (1989) wie mit der Musik in seinem Büchlein «Mozart. Spuren der Transzendenz» (1991) wie mit der Kunst überhaupt in «Kunst und Sinnfrage» (1980) beschäftigt hat. Mit der Verleihung des Innerschweizer Kulturpreises an Hans Küng wird vielmehr auch ein Luzerner Intellektueller geehrt, der Weltruhm erlangt hat, der aber gerade deshalb in der Innerschweiz weiterhin inspirierend gewirkt hat, beispielsweise durch seinen engagierten Einsatz für die Bewahrung der freien Bischofswahl im Bistum Basel. Seine erste Stellungnahme dazu hat er im Jahre 1967 freilich unter dem Pseudonym «Helveticus» veröffentlicht[14]. Zwar nicht mehr pseudonym, sondern ausdrücklich hat er aber auch sein allerletztes Werk «Die Schweiz ohne Orientierung?» (1992) wiederum der Schweiz gewidmet und darin auch markante Worte über die Schweizer Katholiken notiert: «Die politische Geschichte der Schweiz ist bei allem Versagen, allen Zwängen und Niederlagen eine Geschichte der Freiheit gewesen. Die Abneigung gegen Machtpolitiker aller Farben ist uns geblieben. Gessler-Hüte, wer immer sie sich aufsetzt, und sei es ein Bischof, lösen bei uns noch immer Widerstand aus. Darauf dürfen wir stolz sein, und dies muss so bleiben.»[15]

Von daher ist es zum Schluss mehr als angebracht, dem ehemals pseudonymen wie heute expliziten «Helveticus» Hans Küng anlässlich der Verleihung des Innerschweizer Kulturpreises ganz herzlich zu danken für seine wichtige kulturelle Arbeit, die er geleistet hat und die er ganz gewiss auch in Zukunft leisten wird. Ich spreche diesen Dank ganz bewusst auch im Namen der Theologischen Fakultät Luzern aus, der offensichtlich auch eine wichtige Bedeutung im Rahmen des geistig-kulturellen Schaffens in der Innerschweiz zugemessen wird, wenn in der Person von Hans Küng ein Innerschweizer katholischer Theologe geehrt wird. Dabei möge man meine Überzeugung, dass von der heutigen Ehrung ein kleiner Teil auch auf die in Luzern ansässige Fakultät abfällt, nicht als Unbescheidenheit empfinden. Diese Ehrung ist für unsere Fakultät aber vor allem eine strenge Verpflichtung, uns weiterhin in den Dienst an der Entfaltung eines gesunden und fruchtbaren kulturellen Lebens in der Innerschweiz zu stellen: im Geist und in der Nachfolge von Hans Küng, dem wir heute unsere Reverenz erweisen und für sein imponierendes theologisch-kulturelles Werk danken. Herzlichen Dank, lieber Hans Küng, alias «Helveticus»!

[1] anlässlich der Verleihung des Kulturpreises der Innerschweiz 1991 an Prof. Dr. Hans Küng durch Regierungsrätin Brigitte Mürner-Gilli im Grossratssaal in Luzern am 25. April 1992.

[2] H. Falcke, Die Christenheit und das neue Europa, in: J. Moltmann (Hrsg.), Christliche Existenz im demokratischen Aufbruch Europas. Probleme – Chancen – Orientierungen (München 1991) 11–26, zit. 26.

[3] Vgl. H. Küng, Theologie auf dem Weg zu einem neuen Paradigma, in: J. H. Bauer (Hrsg.), Entwürfe der Theologie (Graz 1985) 181–207, zit. 206.

[4] K. Barth, Ein Brief an Hans Küng, in: H. Küng, Rechtfertigung. Die Lehre Karl Barths und eine katholische Besinnung (Einsiedeln 1957) 11–14.

[5] J. Ratzinger, Rezension von Hans Küng, Rechtfertigung, in: Theologische Revue 54 (1958) 30–35.

[6] H.U. von Balthasar, Erbe als Auftrag, in: Civitas 23 (1967/68) 450–454.

[7] Vgl. W. Gut, Politische Kultur in der Kirche (Fribourg 1990).

[8] Vgl. dazu H. Rahner, Symbole der Kirche. Die Ekklesiologie der Väter (Salzburg 1964), bes. 91–173.

[9] Vgl. dazu G. Fuchs, Neue Gnosis – alte Kirche. Eiserne Ration für den geistlichen Aufbruch, in: A. Biesinger/P. Braun (Hrsg.), Jugend verändert Kirche. Wege aus der Resignation (München 1989) 60.

[10] H. Küng, Ewiges Leben? (München 1982) 149.

[11] Vgl. dazu auch H. Küng/D. Tracy (Hrsg.), Theologie – wohin? Auf dem Weg zu einem neuen Paradigma (Zürich-Gütersloh 1984), und Dies. (Hrsg.), Das neue Paradigma von Theologie, Strukturen und Dimensionen (Zürich-Gütersloh 1986).

[12] H. Küng/J. van Ess/H. von Stietencron/H. Bechert, Christentum und Weltreligionen. Einführung zum Dialog mit Islam, Hinduismus und Buddhismus (München 1984) 16.

[13] H. Küng, Projekt Weltethos (München 1990) 14.

[14] Helveticus, Bedrohte Freiheit der Basler Bischofswahl?, in: Civitas 22 (1967) 537–541.

[15] H. Küng, Die Schweiz ohne Orientierung? Europäische Perspektiven (Zürich 1992) 52.

Dankeswort bei der Verleihung des Innerschweizer Kulturpreises

Sehr verehrte Frau Regierungsrätin Mürner, Frau Regierungsrätin Weber, meine Herren Regierungsräte, liebe Verwandte, Bekannte und Freunde aus nah und fern, meine Damen und Herren.
Erwartet ist von mir – glücklicherweise – keine strapaziöse theologische Grundsatzrede, sondern ein persönliches Wort des Dankes. Ich will denn auch ganz persönlich bleiben.
Dieser Tag ist für mich ein *Freudentag*, weil er mich zunächst einmal an so viel Gutes und so viel Glückliches aus den vergangenen Jahrzehnten erinnert – vom Ort dieser Feier angefangen. Habe ich doch wichtigste Jahre der Bildung und Entscheidung gerade hier nebenan in der alten Kantonsschule verbracht, bei allen üblichen Problemen eines Jugendlichen alles in allem fruchtbare, glückliche Jahre. Ich freue mich deshalb besonders darüber, dass ich noch so viele mir seit Jugendtagen bekannte und liebe Gesichter von Männern und Frauen vor mir sehe:
aus meiner Luzerner Zeit hier an Gymnasium und Lyzeum und dann an der Hofkirche, dann natürlich aus meinem Städtchen Sursee, wo ich nicht nur herstamme, sondern wohin ich auch stets immer wieder gerne zurückkehre, auch aus Oberkirch, dessen Gemeinderat hier ebenso wie der Stadtrat von Sursee vertreten ist (mein kleines Haus am Sempacher See steht auf Oberkircher Grund), und meine engsten Mitarbeiterinnen aus Tübingen, die Ihnen berichten könnten, wie die Nachricht von dieser Ehrung durch alle grossen und kleinen Blätter auch der Bundesrepublik gegangen ist.
Besonders freue ich mich darüber, dass auch viele von meiner Familie, meiner Verwandtschaft und aus meinem engeren und weiteren Freundeskreis hier dabei sind.
Ich erinnere mich gut: Da drüben, im alten Gymnasium, an einem der grossen Fenster im Gang, fragte mich in einer Pause unser verehrter Geschichts- und Kunstgeschichtsprofessor Adolf Hüppi, dem viele von uns ein vertieftes Verständnis der Geschichte und vor allem der modernen Kunst verdanken: «Was werden Sie denn einmal studieren?« Meinen Klassenkameraden und besonders -kameradinnen hatte ich zunächst auf solche Nachfragen immer lächelnd versichert: Tiefbauingenieur. Das haben die natürlich nicht wie ich geistig-geistlich verstanden und waren denn auch baff (vielleicht auch enttäuscht), als sie anlässlich der Matura hörten, dass ausgerechnet ich

ins päpstliche Rom ziehen würde. Meinem Geschichtslehrer aber wollte ich auf seine Frage die unverschlüsselte Wahrheit nicht vorenthalten und sagte frank und frei: Theologie. Er besann sich einen Moment und sagte dann: «Gut, gut. Aber – offen bleiben, offen bleiben…». Ich habe, damals noch schüchtern, nicht gewagt zu fragen, was das eigentlich heisse, offen bleiben. Und jahrelang habe ich mich immer wieder gefragt, was das wohl heisst: offen bleiben in Theologie und Kirche. Doch in meinen sieben römischen Jahren, wo ich kaum eines der lieben Gesichter meines unvergeßlichen Lyzeums wiedergesehen habe, ist mir mit der Zeit klar geworden, was das heisst, heissen muß: offen bleiben. Es heisst: das System nie über die Menschen stellen, heisst begreifen: die Kirche ist um der Menschen willen, nicht der Mensch um der Kirche willen da.
Ich möchte dem gleich hinzufügen: Die Laudatio, die mein Theologenleben nochmals an mir vorbeiziehen liess und für die ich meinem Kollegen in der Theologie, Professor Kurt Koch von der Theologischen Fakultät Luzern, sehr herzlich danke, konnte natürlich nur die Aussenseite meines Theologenlebens zeigen; die Innenseite – die lichte, frohe, aber auch bisweilen traurige und einsame – ist noch einmal etwas anderes. So sehr ich oft als «Einzelkämpfer» apostrophiert wurde, so war ich doch nie ein «lonely wolf», kein «einsamer Wolf» in der Theologie. Und ich darf es hier auch einmal öffentlich sagen: Ich hätte diese vierundvierzig vollgefüllten Jahre im Dienst von Theologie, Universität und Kirche seit meiner Matura hier nebenan im Jahre 1948 nicht durchgestanden ohne alle die, die mir in früheren, oft schwierigeren Zeiten bis heute die Liebe nicht aufgekündigt und mir Mut gemacht haben, trotz aller Konflikte weiterzuarbeiten. Ohne all das Verständnis, die Sympathie und vielfältigste Unterstützung, die ich von denen empfangen habe, die diese Jahrzehnte mit mir gelebt haben, wäre das alles nicht durchzuhalten gewesen. Und deshalb möchte ich ihnen, ob sie nun hier sein können oder nicht, bei dieser Gelegenheit einmal öffentlich danken.
Zu danken aber habe ich selbstverständlich vor allem der Innerschweizer Kulturstiftung, die uns allen diesen Freudentag ermöglicht. Es sind drei Gründe, weswegen ich Ihnen, sehr verehrte Frau Regierungsrätin Mürner als der Präsidentin und den übrigen Mitgliedern des Stiftungsrates, den hier anwesenden Regierungsrätinnen und Regierungsräten aus den Kantonen Luzern, Uri, Schwyz, Ob- und Nidwalden und Zug von ganzem Herzen für diesen Preis danken möchte.

Ich danke Ihnen *erstens* dafür, daß dieser erste grosse Preis gerade aus der *Innerschweiz,* meiner ureigenen Heimat kommt. Es ist ja alles andere als selbstverständlich, dass die eigene Arbeit – trotz mancher Kritik – auch in der eigenen Heimat Anerkennung findet und dass der konfliktreiche Weg, den ich hinter mir habe, nicht zur Entfremdung von meinen Wurzeln geführt hat. Mir kam zu Ohren, dass einige im so fortschrittlichen Zürich erstaunt darüber gewesen seien, dass die ach so konservative Innerschweiz eine solche Auszeichnung gerade an mich vergibt. Aber das beweist nur, dass einige Leute in Zürich noch immer wenig Ahnung davon haben, wie es im Herzen der Schweiz wirklich aussieht. Sie wären wohl noch mehr erstaunt, wenn sie wüssten, dass das federführende Erziehungsdepartement des Kantons Luzern, wenn ich richtig orientiert bin, nach Ankündigung des heutigen Preisträgers kaum einen der erwarteten Protestbriefe bekommen hat.

Und ich danke Ihnen *zweitens* dafür, dass Sie mir diesen Preis *rechtzeitig* gegeben haben. Preise sind ja, wenn man auf den Preisträger schaut, so etwas wie eine Alterserscheinung. Und die schlimmsten Preise sind diejenigen, die man erst posthum verliehen bekommt – meist weniger um den Toten zu ehren, sondern um das eigene Gewissen zu beschwichtigen, da man den zu Ehrenden zu Lebzeiten nicht zu ehren wagte. Der Stiftungsrat des Innerschweizer Kulturpreises hat erfreulicherweise auch nicht meine Emeritierung in vier Jahren abgewartet und darf also durchaus damit rechnen, dass der Geehrte nicht ab-danken, sondern noch weiterhin kräftig, und, wenn es denn sein muss, auch unbequem mitmischen wird: denkend, redend und schreibend. Nur den noch Aktiven hilft ja eine solche öffentliche Auszeichnung wirklich, und manch einer wäre froh gewesen wie ich, wenn er einen Preis erhalten hätte noch zu einer Zeit, da er auf etwas Unterstützung für seine Sache wahrhaft angewiesen war.

Ich danke Ihnen *drittens* dafür, dass Sie mir gerade einen *Kultur*-Preis verliehen haben. Als damals die allererste Planung für die 700-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft für den Raum Innerschweiz veröffentlicht wurde, die zunächst rund um den Vierwaldstättersee mit bombastischen Ausstellungen hätte gefeiert werden sollen, habe ich an die zuständige Stelle einen Brief geschrieben mit der Frage, ob denn das Vermächtnis der Schweiz nach 700 Jahren wirklich nur aus Tourismus und Technik, Käse und Schokolade und ähnlichem bestünde, kurz, ob man die geistige Dimension völlig ausschliessen wolle. Eine Antwort auf diesen Brief habe ich nie erhalten; sie war auch überflüs-

Der Preisträger bei seiner Dankesrede.

sig geworden. Denn die Innerschweiz selber hat die Antwort auf dieses Projekt gegeben, das denn auch sehr bald die Reuss runtergeschwemmt wurde. Erfreulicherweise hat man dann die 700 Jahre rund um den Vierwaldstättersee anders gefeiert, wobei die geistig-kulturelle Dimension durchaus zum Ausdruck gekommen ist. Ja, die 700-Jahr-Feier hat aufs Ganze gesehen, trotz berechtigter Bedenken vieler, durchaus zu einem Selbstbesinnungsprozess in unserem Land beigetragen, und ich sehe es als ein gutes Zeichen an, dass mein eigener bescheidener Beitrag, mein Büchlein über die Schweiz, trotz vieler kritischer Passagen viel gelesen und gut aufgenommen wurde.

Nun weckt der Begriff Kultur bei manchen Politikern, für welche Kulturpolitik nur ein Anhängsel der Wirtschafts- und Sozialpolitik ist, oft die Assoziation von Subventionen und Langeweile. Die heutige Preisverleihung aber, mit der originellen Festtagsmusik der Philharmonic Brass Luzern, für deren Verbindung von Barock und Moderne ich herzlich dankbar bin, dürfte manche darauf aufmerksam machen, dass Kultur nicht nur nicht langweilig sein muss, sondern auch ganz munter sein kann, ja, dass es durchaus auch eine *Kultur des Streites* geben darf, im Staat wie in der Kirche. Ich meine konkret auch die Kultur des Konfliktes, des Protestes und des Widerstandes in der Gesellschaft, aber auch im Raum selbst der heiligen katholischen und

apostolischen Kirche. «Freudvoll zum Streit» stand ja nun schliesslich nicht umsonst so lange in unserer Nationalhymne. Ich habe deshalb das Attribut «streitbarer Theologe» immer als Kompliment betrachtet, habe ich doch nie streitsüchtig den Streit um des Streites willen gesucht und auch nie meine persönlichen Interessen in einem Konflikt durchsetzen wollen. Ich habe vielmehr stets versucht, die Anliegen breiter Schichten unserer Bevölkerung, die Anliegen der Kirche im Ganzen, aber auch die Anliegen der gesamten Ökumene, die Anliegen der reformatorischen und orthodoxen Kirchen innerhalb meiner eigenen Kirche und in der Gesellschaft zur Geltung zu bringen.

Diese Kultur des Streites müssen wir im Raum der katholischen Kirche noch besser lernen: Konflikte aushalten und austragen, gerade auch wenn sie den römischen Hierarchen unbequem sind und diese mit allen Machtmitteln versuchen, Konflikte zu ihren Gunsten zu lösen. Besonders tröstlich war mir deshalb der Brief eines prominenten Vertreters der katholischen Kirche der Urkantone, der mir zu diesem Preis gratulierte und mir für meinen innerkirchlichen Einsatz wie für meine Bemühung um die zeitgemässe Verkündigung der christlichen Botschaft dankte, der aber gleichzeitig unter Anspielung auf die Konflikte um Chur nicht nur den Einsatz ungezählter Pfarrer und Laien lobte, sondern auch sehr deutlich die Hoffnung zum Ausdruck brachte, dass unsere Politiker aufwachen mögen, um diesen legitimen Protest und Widerstand von Volk und Klerus zu fördern statt ihn politisch abzufedern oder juristisch zu kanalisieren. Wörtlich schrieb mir dieser geschätzte Mitbruder: «Schon verschiedentlich hätten wir von unseren Innerschweizer Regierungen etwas mehr Mut erwartet. Die C-Parteien betrachten uns Katholiken gerne als ihre Wähler und als ihr Stimmvolk. Ihre gewählten Amtsträger vergessen gerade im jetzigen kirchlichen Elend, daß 80% ihres ‹Stimmvolkes› jene Katholiken sind, die sie, selbst Gewehr bei Fuss, allein gegen einen ganzen Machtapparat auftreten lassen.»

Ein zweites ist mir ebenso wichtig: Immer mehr habe ich in den letzten Jahren begonnen, mich den Fragen der Weltkultur zu öffnen. Ich habe dabei meine Heimat keinen Moment vergessen, wie mein Büchlein über die Schweiz beweist, und ich habe mich stets an Gottfried Kellers Wort gehalten: «Achte eines jeden Menschen Vaterland, das deine aber liebe.» Und in diesem Geist habe ich mich der Weltkultur geöffnet: ein schwieriges, ein kräftezehrendes, aber ein lohnendes und zukunftsweisendes Unternehmen. Zur Weltkultur aber gehört mit der Weltliteratur und den Weltreligionen der Weltfriede

und das Weltethos. Weltfriede und Weltethos aber sind, wie wir jeden Tag in den Medien feststellen müssen, nicht möglich ohne eine *Kultur des Dialogs.* Deshalb muss die Kultur des Streites ergänzt werden durch eine Kultur des Dialogs. Immer deutlicher wurde mir in den letzten Jahren, dass eine Welt, in der kein Dialog herrscht und in der unterschiedliche Ethiken praktiziert werden, in sich zusammenfallen muß, sich zerfleischen wird (Beispiele zur Zeit: Afghanistan, Jugoslawien, frühere Sowjetunion). Immer deutlicher wurde mir, dass die eine Welt, in der wir leben, nur dann eine Chance zum Überleben hat, wenn in ihr nicht länger Räume unterschiedlicher, widersprüchlicher und gar sich bekämpfender Moralvorstellungen existieren. Diese eine Welt braucht das eine Grundethos. Diese eine Weltgesellschaft braucht gewiss keine Einheitsreligion und Einheitsideologie, aber, wenn sie überleben soll, ein Minimum an verbindenden und verbindlichen Normen, Werten, Idealen und Zielen. Diesem Unternehmen dienen meine Studien zum Weltethos, zum Judentum, zum Christentum und zum Islam, die unter dem Motto stehen «Kein Weltfriede ohne Religionsfriede».

Auch hier kommen mir meine Schweizer Bindungen sehr zustatten. Wir Schweizer sind es von Hause aus gewöhnt, neben die Kultur des Streites auch die Kultur des Dialogs zu stellen. Andernfalls wäre das Modell Schweiz, die Willensnation aus verschiedenen Regionen, Sprachen, Kulturen und Konfessionen, ein einziger Staat, gar nicht möglich gewesen. Wir Schweizer sind es von Hause aus gewöhnt, dass Einheit nie Uniformität bedeutet, sondern Pluralität, welche die Minoritäten achtet und fördert. Pluralität aber setzt gemeinsame Werte, Normen und Ideale voraus, wenn sie nicht zerfallen soll. Solche Erfahrung, die wir über Jahrhunderte als Schweizer gemacht haben, wird auch Europa zustatten kommen, dem wir uns, so ist es auch angesichts aller Probleme meine Überzeugung, entschlossen und mutig annähern sollten. Die Schweiz hat Europa nicht zu fürchten. Im Gegenteil: Europa hat durch die Schweiz zu gewinnen.

Doch Schluss mit der grossen Politik. Viele fragen sich begreiflicherweise, was Preisträger mit ihren Preisen wohl anfangen werden. Obwohl ich niemandem Rechenschaft darüber schuldig bin, will ich Ihnen doch nicht verhehlen, wie ich mir die Verwendung dieses Preisgeldes gedacht habe. Ich werde es an meine drei Schüler und engsten wissenschaftlichen Mitarbeiter und Kollegen weitergeben, die mir über viele Jahre treu beigestanden haben und ohne deren Unterstützung ich die gewaltige Arbeit nicht hätte bewältigen kön-

nen. Ich möchte es ihnen geben zur Unterstützung ihrer eigenen Forschungs- und Lehrtätigkeit: ein Drittel an meinen Kollegen aus dem luzernischen Hochdorf, Universitätsdozent Dr. *Urs Baumann,* Spezialist für innerkirchliche Ökumene und Verfasser zweier wichtiger Monographien über die Erbsünde und die Sakramentalität der Ehe; ein Drittel an Oberassistentin Dr. theol. habil. *Anne Jensen,* Spezialistin für Ostkirche und theologische Frauenforschung, deren grosse Studie über die Situation der Frau in der frühen Kirche im Herbst erscheinen wird; ein Drittel schliesslich dem stellvertretenden Direktor unseres Instituts für ökumenische Forschung, Privatdozent Dr. *Karl-Josef Kuschel,* dem führenden Spezialisten für das Forschungsgebiet Theologie – Literatur im deutschen Sprachraum, der sich als Verfasser eines grossen dogmatischen Werkes über die Präexistenz Christi zugleich einen Namen als systematischer Theologe gemacht hat. Ich bin mir wohl im klaren, dass diese Kollegen aufgrund ihrer glänzenden schriftlichen Arbeiten längst auf einen Lehrstuhl innerhalb der katholischen Theologie berufen worden wären oder in kürzester Zeit berufen würden, wenn sie nicht mit meinem Namen verbunden wären. Ich habe eindeutige Indizien dafür, dass dieselben vatikanischen Kreise, die der Schweiz vom Volk und Klerus abgelehnte Bischöfe aufoktroyiert haben oder noch aufoktroyieren wollen, meinen Schülern gegenüber Sippenhaft betreiben. Sie tun alles, um ihnen den Zugang zu den Lehrstühlen zu verbauen. Ich möchte deshalb meinen Preis in Dankbarkeit für alle Unterstützung und zur Ermutigung ihrer Forschungen an diese Kollegin und diese beiden Kollegen weitergeben.

Doch erheblich besser, meine Damen und Herren, als etwa dem Komponisten Samuel Scheidt, dessen munter-streitbare Galliarda Battaglia wir jetzt gleich zum Schluss hören werden, geht es uns in unserem Institut für ökumenische Forschung an der Universität Tübingen alleweil. Dieser Scheidt nämlich (ich weiss nicht, ob dies unsere Musiker wissen) wurde als Cantor Scholae nach einem Konflikt mit dem Rektor der Lateinschule entlassen, geriet während der schweren Kriegs- und Pestjahre in grosse Not, vereinsamte und starb vergessen. Wiewohl er einen ansehnlichen Kreis von Schülern hatte, fand sich niemand, der sein Grab mit einem Gedenkstein versah.

Sie aber, meine Damen und Herren vom Stiftungsrat der Innerschweizer Kulturstiftung, haben mir und meinen Schülern schon jetzt einen Gedenkstein gesetzt mit diesem Preis, für den ich Ihnen nochmals von ganzem Herzen danke.

Die Philharmonic Brass Band war für die musikalischen Beiträge besorgt.

Aperitif im Lichthof des Luzerner Regierungsgebäudes.